



© Vera Kuttikaserova; nachgestellte Situation

Die Stromfinsternis

Ich kenne ein Krankenhaus, das für kurze Zeit ein Gesundheitshaus war. Ein Krankenhaus, in dem die Menschen Flügel bekamen und das Wort Menschlichkeit seine ursprüngliche Bedeutung wiedererlangte.

Dieses Krankenhaus war knapp 14 Stunden lang ein Hort der Freundlichkeit, eine Zuflucht für die Wärme, die in den Herzen der Menschen schlummerte. In diesem Krankenhaus wurden Visionen mit Taschenlampen angeleuchtet, und der Gedankenaustausch fand nicht länger hinter verschlossenen Türen statt. Die Menschen sprachen wieder miteinander. Sie sprachen sich Trost zu und nahmen sich Zeit für die Alltäglichkeiten des anderen, für den Schmerz im Glücklichen.

Dieser plötzliche Wandel konnte allerdings nur stattfinden, weil ein einziges technisches Gerät ausgefallen war, von dem es abhing, ob das Wunder der Elektrizität die Innereien des Krankenhauses erreichen konnte oder nicht. Als es passierte, war ich gerade im Begriff, zur Röntgenabteilung zu gehen, und benutzte dazu das Treppenhaus in der Nähe des Altbaus. Von dort aus hatte ich einen atemberaubenden Blick auf den Ennetberg und die verlassenen Alphütten. Ich war so in die Schönheit der Landschaft versunken, dass ich nicht bemerkte, wie ein Teil der alten Stromzentrale in sich zusammenbrach. Ohne Vorankündigung ertönte ein gewaltiger Knall, und wie eine Art Echo auf dieses Geräusch verstummte die gesamte Tonleiter des elektrischen

Stroms. Das Licht ging aus, Computerbildschirme erloschen, und alle medizinischen Apparate liefen fortan im zeitlich begrenzten Batteriebetrieb. Jegliche Hoffnung auf medizinischen Fortschritt wurde durch dieses Ereignis zunichte gemacht, sogar fast ins Lächerliche gezogen durch die Abhängigkeit der Medizin vom Gehirn der Stromzentrale.

Barfußmedizin im Zeitalter der Zivilisation

Während medizinisches Personal geschäftig die Treppen hoch- und hinunterlief, startete ich wie gebannt auf die Überreste des kleinen Häuschens, das nun schon seit Monaten vom Abriss verschont geblieben war. Mit Absicht, wie sich später herausstellte, da in diesem unscheinbaren Haus die Verteilerzentrale arbeitete, ohne die das Krankenhaus nicht existieren konnte. Es konnte vielleicht doch, wie ich später mit eigenen Augen sah. Doch es war dann nicht mehr dasselbe wie vorher. Es wurde verletzlicher, und aus der Institution »Krankenhaus« wurde mangels Licht eine Geburtsstätte zwischenmenschlichen Friedens. Die Wehen dieses gewaltigen Organismus setzten allerdings frühzeitig und unerwartet ein, sodass die Geburt

scheinbar mit allen Mitteln verhindert werden musste. Die Welt war einfach noch nicht so weit. Insbesondere die Ärzteschaft erschrak vor den fast unlösbaren Problemen, die eine Barfußmedizin im Zeitalter der Zivilisation mit sich bringt. Auch die Bevölkerung, einschließlich des Stadtpräsidenten, geriet sichtlich in Unruhe, als sich die Nachricht von der Stromfinsternis im Krankenhaus wie ein Lauffeuer verbreitete.

Und so gab es neben dem großen menschlichen Umbruch auch etwas anderes, ebenso Wichtiges, das in den Köpfen der unmittelbar Verantwortlichen stattfand und sie von einem Augenblick zum anderen zu Hoffnungsträgern eines ganzen Kantons werden ließ. Es war eine fast archaisch wirkende Angst vor den Folgen dieser Finsternis, vor den menschlichen und finanziellen Folgen eines anhaltenden Chaos. Zum Glück geschah das Ganze um etwa 17 Uhr, sodass der Operationsbetrieb bis auf eine Augenoperation, die mit der Taschenlampe zu Ende geführt werden konnte, schon beendet war. Außerdem wurde auf der Intensivstation niemand künstlich beatmet, sodass zum Zeitpunkt des Stromausfalls für keinen Patienten akute Lebensgefahr bestand. Um dieses auch weiterhin ausschließen zu können, wurden in äußerster Eile der Notstand ausgerufen und ein Krisenstab gebildet, der alles Notwendige beschließen und unter Kontrolle halten sollte.

Tränen in der Dunkelheit

Ich habe dies natürlich erst viel später erfahren, nachdem ich meinen Fensterplatz längst wieder verlassen hatte. Schon in den ersten Minuten nach dem mächtigen Knall ahnte ich die Bedeutung dieses Vorfalles für die aufgeregte herbeilaufenden Menschen, darunter Chefärzte und Verwaltungsbeamte, die über Trümmer von Zement stiegen, als hätten sie in ihrem Leben nie etwas anderes getan. Ihre Gesten sagten mir, dass der Schaden nicht ohne Weiteres zu beheben sein würde und dass eine Unmenge von Technikern aufgeboden werden musste, um wenigstens in Ansätzen die Lage unter Kontrolle bringen zu können. Dies geschah dann auch. Schon nach einer halben Stunde schienen sich auf dem Abrissgelände mehr Menschen zu tummeln als im gesamten Krankenhaus. In diesem Moment konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Denn die geschäftige Unruhe der Leute dort draußen stand ganz im Gegensatz zu der inzwischen eingelebten Ruhe inmitten des Treppenhauses, in dem ich am Fenster stand und mich mit einigen Patienten über den Ausblick unterhielt. Schließlich fragte mich jemand entgegen meines ärztlichen Aussehens über genaue technische Einzelheiten aus. Ein anderer redete etwas von Kilowattstunden, und eine Dritte, eine Kinderstimme, klärte die verwundert hereinblickenden Erwachsenen über die Kurzlebigkeit von Glühbirnen auf. Der angenehme Klang dieser Stimme machte mich neugierig, und so verabschiedete ich mich nach dem Vortrag des Jungen von den Patienten, um

auf die Station zu gehen. Vielleicht war dort mehr zu erfahren.

Als ich die Tür zur Station öffnete, wusste ich, dass dies kein Krankenhaus mehr war. Jedenfalls kein Krankenhaus im üblichen Sinne, so wie man es sich landläufig vorstellt. Das Erste, was ich bemerkte, war eine Dunkelheit, die sich auf dem Flur ausbreitete. Dann sah ich, dass die Türen zu den Patientenzimmern weit geöffnet waren und dass vor den Zimmern die Schwestern standen und sich mit den Patienten unterhielten. Einige von ihnen teilten Taschenlampen aus, und wiederum andere sprachen beruhigende Worte zu ängstlichen Menschen, deren Tränen trotz Dunkelheit sichtbar waren. Wer alle Sinne offen ließ, konnte sie spüren; diese Augen, die sich feucht anfühlten, und den Wunsch nach Zuwendung in den Händen der schwachen und alten Menschen. Und wiederum Hände, die zudrücken konnten, die den anderen beruhigten und ihm seine Angst vor der Dunkelheit nahmen. Keiner konnte auf den anderen herabsehen. Irgendwie waren alle gleich, denn es war ja dunkel, und in der Dunkelheit sah man die Unterschiede nicht. Niemand achtete auf meinen weißen Kittel. Er war keine Schutzburg mehr, hinter die ich mich zurückziehen konnte, nicht länger Versteck vor bohrenden Fragen. Hier war ich ein Mensch mit Ohren, um dem anderen zuzuhören. Mit Händen, um die Dunkelheit zu überwinden. Und mit einer Stimme, die sich auf einmal sehr schön anfühlte. Ich brauchte niemandem mehr etwas von Laborwerten zu erzählen. Wenn mich jemand erkannte, dann waren es ganz andere Dinge, auf die ich

achtete. Diese Dinge lernt man nicht an der Universität. Unter normalen Umständen weiß man nicht einmal, dass es sie gibt. Es sind kleine Wunder, die wir in uns tragen und die wir doch nie ans Tageslicht holen, weil sie zu zerbrechlich erscheinen für das sterile Licht in den Gängen und Zimmern.

Erst als es dunkel war, lernten wir uns richtig kennen. Erst als es keine Äußerlichkeiten gab, konnten wir aufmerksam für das andere sein. Erst als das äußere Gefüge nicht viel mehr als ein wackliges Baugerüst war, hatten wir Zeit, Menschen zu begegnen und ihnen zuzuhören. Erst die Dunkelheit gab uns Vertrauen. Erst die Stromfinsternis gab uns Licht.

Eine Lichterkette aus Gedanken

Eine Lichterkette, die aus Gedanken bestand und die jeder hinter sich herzog, ließ uns den Strom nicht vermissen. Irgendwie hatte jeder wieder mehr Freude an seiner Arbeit. Ich sah, wie sich an den Fenstern Gruppen bildeten, die in die allmählich einsetzende Dämmerung hinausschauten. Ich sah das Tageslicht weniger werden und hörte, wie die Freude unter den Menschen zu wachsen begann. Ich spürte die Gemeinschaft, die gerade dabei war, sich auszudehnen, und dachte liebevoll an die Menschen, die bereit gewesen waren, so zu sein. Auf einmal war es leicht zu lächeln. Ich merkte es auf dem Weg zu meinem Zimmer, als gerade das letzte Licht des Tages in den Flur hereinschien und in einiger Entfernung die Taschenlampen angingen. Die Taschenlampen gaben nicht viel Licht. Nur das Nötigste wurde damit beleuchtet

und sichtbar gemacht. Schritte einer Frau den Gang entlang. Das Aufsetzen eines Mannes im Bett. Das Nachhoren von Worten, die aus einem Zimmer drangen. Unverständliches Rufen im Traum. Das Wegrücken eines Stuhles vom Bettrand. Das Schütteln von Kissen vor dem Schlaf. Trockene Lippen, die lachen, weil das Leben so zart und zerbrechlich ist.

Ich wartete. Alle schienen zu warten. Nur nicht auf das Notlicht, das um Mitternacht herum im Flur angehen und uns wieder etwas Licht geben würde. Ich dachte: »Noch ein bisschen mehr Strom und ich werden aufhören zu atmen. Noch ein bisschen mehr von dieser entsetzlichen Helligkeit und ich werde anfangen zu schreien.« Dass ich dies nicht tat, war einzig und allein der Freude über die Menschlichkeit in den Gesichtern zu verdanken, die das Notlicht nicht ganz so hell erscheinen ließ.

Vertrauen in eine menschliche Medizin

Doch kehren wir wieder zurück zu dem, was inzwischen geschah, was in den Augen der Verantwortlichen geschehen musste, um die Arbeit an den Computern wieder aufnehmen und am frühen Morgen die »Leistenbrüche« operieren zu können, die schon seit drei Monaten auf ihren Termin warteten. Um es anders auszudrücken: Es musste eine Katastrophe abgewendet werden. Selbst für die kleinste Wahrscheinlichkeit musste vorbeugt werden, damit im Falle eines

Falles die medizinische Versorgung der Kantonsbevölkerung wieder gewährleistet war. Dies bedeutete, den Strom wieder anzuschalten. Doch wer war imstande, eine derartige Arbeit, die unter normalen Voraussetzungen sechs Wochen dauern würde, in wenigen Stunden zu vollbringen? Diese Leistung konnte nur von hochspezialisierten Experten erbracht werden, die alles Wissen daran setzen würden, um den medizinischen Fortschritt wieder zum Leben zu erwecken. Dass dies in nur 14 Stunden gelang, grenzte fast an ein Wunder. Dass das eigentliche Wunder aber woanders stattgefunden hatte, nämlich in den Köpfen und Herzen der Menschen, die sich zutrauten, in den dunklen Gängen aufeinander zuzugehen, hat kaum jemand bemerkt. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass sich das öffentliche Interesse während dieser Stunden ausschließlich auf die Beschlüsse des Krisenstabes konzentrierte, während ich in den Gängen eines Gesundheitshauses die Zeit verlor.

In den hohen Räumen des Konferenzsaales hingegen, wo schon seit mehreren Stunden der Krisenstab tagte, zerrann die Zeit. Sie war zäh wie Teer und festigte nur langsam den Weg, den schließlich alle gehen wollten. Der Weg hieß *Sicherheit*. Er hieß *Strom* und *Fortschrittsgläubigkeit*. Es gab sogar einen Menschen im Krisenstab, der das Wort *Vertrauen* aussprach. Er sagte es jedoch sehr leise, fast wie zu sich selbst, sodass es im Augenblick der Aufregung und der begeisterten Reden

nicht verstanden wurde. Schließlich flog dieses Wort davon und machte auf seiner luftigen Reise keine Schlagzeilen. Das Vertrauen in eine menschliche Medizin war in den Augen der Politiker und Ärzte zu wenig greifbar, um an Konsistenz zu gewinnen. Die Abhängigkeit vom Strom und vom Fortschritt der Medizin war im Laufe der Jahre bereits zu groß geworden, zu mächtig, und das Land schrie nach einer Lösung. Es schrie nach dem Fließen elektrischen Stroms, der für alle anscheinend unentbehrlich war.

Für viele war darum die Leistung der Techniker ein heroischer Akt, vergleichbar mit dem Heraufbeschwören von biblischen Kräften, die es den Menschen erlaubten, im Zeitalter der technischen Pannen zu bestehen. Sogar in weit entfernten Städten, die noch nie etwas von dem Ort, in dem sich das Krankenhaus befand, gehört hatten, wurde die freudige Nachricht von der Auflösung der Stromfinsternis kundgetan.

Und so kam es, dass nur wenige begreifen konnten, was wirklich geschah. Nur wenige hatten die Hoffnung noch nicht verloren, dass das soeben Erlebte immer wieder geschehen konnte.

Ich kannte ein Krankenhaus, das für kurze Zeit ein Gesundheitshaus war. Ich kannte es so gut, dass ich seinen Namen vergaß und dass ich für einen Moment lang daran glaubte, es könnte überall sein.

**Text: Dr. med. Nicole Weis
nach einer wahren Begebenheit im Kantonsspital Glarus im Jahr 1995**